

NICOLE BRAUSENDORF

Die einzige Art

SPAGHETTI

zu essen

ROMAN



ullstein

Das Buch

Als die siebzehnjährige Liv mit ihrer Mutter in eine Kleinstadt an der Elbe zieht und eigentlich nichts als Einöde erwartet, überschlagen sich die Ereignisse: Ihre neue Freundin Nessie wird ungewollt schwanger, und sie trifft Leo, den Keyboarder einer Coverband. Seit dem ersten Live-Auftritt der Jungs will Liv nur noch in seiner Nähe sein. Leo kann nicht glauben, dass Liv ihn wirklich liebt; er ist blind. Die Anziehung zwischen den beiden ist stark, aber die Widerstände sind groß. Da gibt es nämlich noch jemanden. Der Bad Boy Felix verliebt sich Hals über Kopf in Liv. Er kutschiert sie mit seinem Motorrad am Elbstrand entlang, tut alles, um ihr zu gefallen. Die Gefühle spielen verrückt ...

Die Autorin

Nicole Brausendorf ist Ergotherapeutin und lebt in der Nähe von Hamburg. Vor einigen Jahren beschloss sie, sich einen Jugendtraum zu erfüllen und sich ausschließlich dem Schreiben zu widmen. *Die einzige Art Spaghetti zu essen* ist ihr erster Roman.

Mehr über die Autorin: www.nicole-brausendorf.de

NICOLE BRAUSENDORF

Die einzige Art

SPAGHETTI

zu essen

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage August 2016
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © plainpicture/fStop
Copyright-Nachweise verwendeter Lied-/Textzitate:
Barclay James Harvest: *Life is for Living* (Seite 277)
aus dem Album: Berlin, A Concert for the People; Les Holroyd, 1982.
Hermann Hesse: *Stufen* (Seite 8) aus: *Stufen*
Ausgewählte Gedichte, Suhrkamp 1972.
Metallica: *Nothing Else Matters* (Seite 361)
aus dem Album: Metallica (Das schwarze Album); James Hetfield, 1991.
Quelle der Braille-Grafiken (Seite 206): www.fakoo.de
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Fairfield Mesium 55
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28671-6

*Für Cassandra –
mein Licht im Dunkeln*

1. NEUE UFER

Eigentlich gab es drei gute Gründe, weshalb ich mit einem Dopamin-getränkten Dauergrinsen durch die Gegend hüpfen sollte: Ich war siebzehn, ich hatte gerade meinen Realschulabschluss in der Tasche, und ich durfte umziehen. Wenn nicht hinter jedem dieser Gründe ein fettes *Aber* gestanden hätte. *Aber* Nummer eins: Ich hatte keine Freunde. *Aber* Nummer zwei: Ich hatte keine Lehrstelle. *Aber* Nummer drei: Ich zog bereits zum fünften Mal um. Das Grinsen wollte mir irgendwie nicht gelingen.

Natürlich goss es an unserem Umzugstag. Aus sämtlichen Eimern, die der Himmel vorrätig hatte. Nach der wochenlangen Junihitze dampfte unser Heidekaff wie ein Grillsteak, das mit zu viel Bier abgelöscht wurde. Ich hasste schwitzen. Und Regen erst recht, weil man dann Regenjacken tragen musste, in denen man noch mehr schwitzte. Und meine war auch noch geblümt.

Ich stand oben an meinem Zimmerfenster, meine uralte Werkzeugkiste zwischen den Füßen, und betrachtete ein letztes Mal den großen Garten mit den knorrigen Apfelbäumen. Ein Farbenrausch, der durch den Regenschleier verschwamm wie auf einem Aquarellbild. Inmitten dieser Postkartenidylle schunkelte schwächlich meine sonnengelbe Hängematte – mein Lieblingsplatz zum Träumen –,

die würde ich wohl hierlassen müssen. Wie gern hätte ich in dem Ding meinen letzten freien Sommer verdöst, bevor für mich der Ernst des Lebens begann.

Aber das konnte ich nun wohl vergessen. Denn Holger – oder besser: Mamas Ex-Lover – war endgültig in die Loser-Liga aufgerückt, nachdem sie ihn vor ein paar Wochen mit seiner Fitnesstrainerin im Bett erwischt hatte. Der zermürbende Zoff danach wäre bester Stoff für eine RTL2-Dokusoap gewesen. Und das alles während meiner Prüfungen ... Keine Ahnung, wie viel von meinem mickrigen Taschengeld ich inzwischen der Chips- und Keksinindustrie in den Rachen geworfen hatte, um das alles ohne Hirnexplosion zu überstehen. Meine Lieblingsjeans ging jetzt jedenfalls nicht mehr zu. Danke, Holger. Danke, Mama.

Und jetzt auch noch Umziehen.

Hör auf zu jammern, Liv!, versuchte ich mir selber einzureden. *Denk gefälligst mal positiv* (klar, auf Knopfdruck – kein Problem): *›Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne‹* ... Diesen Spruch von Hermann Hesse auf unserem Küchenkalender las ich täglich wie ein Mantra, aber es hatte nicht geholfen. Denn Veränderungen machen mir Angst. Grundsätzlich.

In der Einfahrt hievten gerade mein Opa und Andy, Mamas Arbeitskollege aus dem Altenheim, die letzten Kartons in den Transporter. Mama gestikuliert hektisch herum und geriet dabei ins Stolpern. Ich entdeckte einen Riss hinten in ihrer Regenjacke und musste unwillkürlich schmunzeln: *Mama hat mal wieder zugenommen*. Diese Feststellung speicherte ich vorsichtshalber unter *Wirkungsvolle Wehrworte für fiese Figurkritik* ab. Leider war es mir noch nie gelungen, diese Datei in den pas-

senden Augenblicken aufzurufen, denn Mamas ständige Kritteleien an meinem Aussehen machten mich meistens sprachlos.

Nun hieß es also wirklich Abschied nehmen. Von *meinem Zimmer*, das die fragwürdigen Freuden der Pubertät mit mir geteilt hatte. Immerhin drei Jahre hatte Mama es in diesem Haus mit Holger ausgehalten. Ihr persönlicher Rekord, seit mein Vater, Matthias, uns vor elf Jahren verlassen hatte. Langsam scannte ich jeden Winkel des Raums, den wir absichtlich nicht mehr gestrichen hatten, »damit Holgers neue Tussi auch noch was zu tun hat außer Nägel lackieren« (O-Ton Mama). Das kahle Zimmer war mir jetzt schon merkwürdig fremd geworden. Ich fühlte in diesem Moment rein gar nichts.

Plötzlich Schritte hinter mir. Ich blickte zur Tür. Opa stand tropfend auf der Schwelle und schenkte mir ein aufmunterndes Lächeln.

»Na, mien Deern, dat is'n Schietwetter, was?«

Ich liebte es, wenn er in seinen plattdeutschen Dialekt verfiel – immer ein Zeichen, dass er gut drauf war. Er kam auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter. Ich schaute wieder aus dem Fenster. Aber auf einmal kullerte mir doch eine Träne aus dem Auge.

So viel zum Thema »nichts fühlen« ...

Eine Weile standen wir schweigend da. Mit Opa hatte ich schon immer prima schweigen können, ohne dass es peinlich wurde. Im Gegenteil, es hatte etwas Tröstliches, Beruhigendes. Zwischen uns wirkte eine ganz besondere Opa-Enkelin-Magie.

»Kommst du runter, Livilein?« Er tätschelte meine Wange. »Anja piesackt mich schon, wo du denn wieder abbleibst.«

Ich atmete tief durch und griff nach meiner Kiste, die Opa mir sogleich abnehmen wollte.

»Opi, lass doch!«, wehrte ich ab. »Du hast heute schon genug geschleppt.«

»Ach wat. Gib her und sieh zu, dass du Land gewinnst!«, befahl er und schnappte sich das schwere Ding. »Puh, wat hast du denn da drin?«

»Meine Bastelsachen.«

»Oh ...« Schon umfasste er die Kiste viel sanfter, als wäre sie voller Juwelen. Und für mich war sie das auch, denn sie enthielt meine wertvollsten Schätze: Farben, Pinsel, Ton und Speckstein – alles, was ich für meine kreativen Werkeleien benötigte, um dem öden Alltag zu entfliehen.

»Olivia! Wo bleibst du denn?«, rief meine Mutter von unten. Wie ich diesen Namen hasste. Warum nannte sie mich nicht Liv, wie alle anderen auch?

»Ich komm ja schon!«, rief ich genervt und folgte Opa die Treppe hinab.

Unten warteten Mama und Andy, völlig durchnässt, vor der offenen Haustür.

Mama wippte nervös auf Zehen und Fersen und deutete auf ihre Uhr. »Es ist schon nach eins, und der Transporter muss vor sieben wieder zurück sein.«

»Ach, das schaffen wir doch locker«, beruhigte Andy sie mit einer kaum sichtbaren Berührung am Arm. »Und außerdem könnten wir so langsam mal etwas zwischen die Kiemen gebrauchen. Was hältst du von einem kleinen Zwischenstopp bei Doro's Theke?«

Opa und ich nickten Beifall. Die *Theke* war der beste Gyros-Tempel im ganzen Landkreis.

Meiner Mutter stand leichte Panik ins Gesicht ge-

schrieben, und ich sah, wie sie mit sich rang. »Ich dachte, wir machen jetzt erst mal fertig, und dann bestellen wir uns heute Abend eine Pizza oder so ...«

»Also, ihr Frauen mögt ja diese stundenlange Askese gewohnt sein«, meinte Andy, »aber ich muss so langsam mal was nachtanken. Sonst krieg ich keinen ... Karton mehr hoch.«

Opa und ich kicherten über diese Zweideutigkeit.

Mama kniff die Lippen zusammen. »Aber dann müssten wir nachher die Fähre nehmen, und das wäre ein Riesenumweg.«

Opa nahm sie milde lächelnd beiseite. »Guck mal, mien Deern, unser junger Maat hier ist schon ganz käsig um die Nase.« Er deutete auf Andy. »Hungrige Matrosen neigen über kurz oder lang zur Meuterei ...«

Opa mit seinen Sprüchen. Aber es schien zu wirken: Mama blickte von einem zum anderen und gab sich schließlich geschlagen.

»Also gut«, schnaufte sie und wandte sich zum Gehen, während Andy und Opa sich hinter ihrem Rücken grinzend ein High-Five gaben.

»Müssen wir nicht noch aufwischen?«, fragte ich beim Rausgehen. »Da drinnen sieht's aus, als wäre 'ne Rotte Wildschweine durchgelaufen.«

»Nichts da, das kann Miss Nagellack machen!«, giftete Mama. »Falls die mit ihren langen Krallen überhaupt schon mal einen Schrubber in die Hand genommen hat.«

Als sie die Haustür hinter uns abgeschlossen hatte, blieb sie stehen und schaute mit versteinerner Miene an der hübschen Fachwerkfassade hoch. Gleich über der Tür war das Fenster von ihrem und Holgers Ex-Schlafzimmer. All ihre schönen Träume vom lauschigen Landleben

konnte ich in diesem Moment zerplatzen sehen. Plötzlich beugte sie sich vor, als wollte sie den Schlüssel in den Hortensientopf vor dem Eingang legen. Doch stattdessen schnappte sie sich einen der Ziersteine und richtete sich mit erhobenem Arm auf.

Andy begriff als Erster, was sie vorhatte, und hielt sie fest, bevor sie richtig ausholen konnte. Sie wehrte sich mit aller Kraft, aber gegen ihn war sie chancenlos. Andy hatte den schwarzen Gürtel in einer dieser Sportarten, deren Namen ich nicht aussprechen konnte.

»Lass mal gut sein, Anja«, versuchte er sie zu beruhigen.

Mama zitterte vor Anspannung und Wut. In ihren Augen stand Wasser, das nichts mit dem Regen zu tun hatte. Beharrlich hielt Andy sie fest, bis sie endlich aufgab und den Stein fallen ließ.

»Arschloch!«, brüllte sie das Schlafzimmerfenster an, bevor sie schluchzend in Andys Armen zusammensackte.

Opa und ich standen etwas hilflos daneben und betrachteten dieses so vertraut wirkende Paar, das doch keines war. Mit Holger hatte ich Mama nie in so liebevoller Umarmung gesehen, er war eher der grobschlächtige Typ gewesen, der einem höchstens mal auf die Schulter klopfte und den Kommentar »Stell dich nicht so an!« als Gipfel des psychologischen Feingefühls betrachtete. Was für ein Neandertaler. Ich hatte nie begriffen, was Mama an ihm gefunden hatte.

Opa stupste mich in die Seite und deutete auf sein Wohnmobil.

»Komm, Livie«, raunte er mir ins Ohr. »Lass uns schon mal einsteigen.«

Wortlos gingen wir zu dem Ungetüm, dessen Fahrer-

kabine so hoch lag, dass ich fast einen Spagat machen musste, um auf den Beifahrersitz zu kommen. Opa schwang sich behände auf die Fahrerseite und fummelte schon am Zündschloss herum, als ich ihn plötzlich am Arm fasste.

»Meine Hängematte! Ich will sie *doch* mitnehmen ...«

Ich riss die Tür auf, um sie zu holen. Draußen sah ich, wie Mama und Andy Arm in Arm die Auffahrt hinuntergingen. Mama drehte sich ein letztes Mal um und warf den Schlüssel achtlos mitten ins Blumenbeet. Andy begleitete sie bis zu ihrem alten Fiesta und hielt ihr sogar die Tür auf, bevor er selbst in den Möbeltransporter stieg. Ein echter Gentleman.

Der Zwischenstopp bei Doro's Theke tat uns allen gut. Mama begutachtete zwar argwöhnisch meine Riesenportion Currywurst mit Pommes, verkniff sich aber ausnahmsweise einen Kommentar und verputzte sogar selbst ein halbes Hähnchen. Sonst aß sie in der Öffentlichkeit nie mehr als einen Salat. Sie hatte sogar wieder bessere Laune, was bewies, dass Andys Vorschlag goldrichtig gewesen war.

Die anschließende Fahrt mit der Elbfähre, mit der wir von Niedersachsen nach Schleswig-Holstein gelangten, hätte meinetwegen gern länger als zehn Minuten dauern können. Ein Hauch von Wehmut überschattete meinen Blick zurück – aber nur kurz. Denn als wir am anderen Ufer anlegten, kribbelte es plötzlich in meinem Bauch. Nicht bedrohlich, wie sonst auf unbekanntem Terrain, sondern irgendwie verlockend. Als würde hier drüben etwas ganz Neues, Aufregendes auf mich warten ... War es vielleicht das, was mit diesem berühmten *Zauber* gemeint war?

Steinberg, eine Kleinstadt östlich von Hamburg, begrüßte uns mit einem breiten Grinsen, das irgendein vielversprechender Nachwuchskünstler auf das Ortsschild gesprüht hatte. Ich nahm es als gutes Omen. Der bessere Teil der Stadt kuschelte sich an einen bewaldeten Hügel, aus dem hier und da eine schmucke Villa hervorlugte. Unser Konvoi bog jedoch in die Unterstadt ab, wo das Fußvolk hauste.

Hoffentlich waren wir bald da, denn so langsam musste ich mal aufs Klo. Mit zusammengebissenen Zähnen versuchte ich mich auf die bunten Regenschirme da draußen zu konzentrieren. Samstäglicher Familieneinkaufshorror: Hektik und Gedränge, Reizüberflutung. Das war überhaupt nichts für mich. Unerträglich langsam quälten wir uns durch die verstopfte Innenstadt, bis wir in eine ruhigere Wohngegend kamen.

Im nächsten Moment wurde ich von einem Erdbeben durchgeschüttelt: Kopfsteinpflaster! Na super! Meine Blase tanzte Hip-Hop.

»Wie lange noch?«, fragte ich etwas ungeduldig.

Doch Opa reagierte nicht. Stattdessen lehnte er sich vor und kniff die Augen zusammen.

»Was ist denn los?«, fragte ich.

Meine Mutter, die ein gutes Stück vorausfuhr, hatte das Warnblinklicht angeworfen und rollte auf den Bürgersteig. Andy hinter uns hupte, als wir abbremsen.

»Da stimmt was nich«, meinte Opa. »Warte, ich geh mal gucken.«

Mama klappte die Motorhaube auf. Oh nein, hatte ihre Schrottkiste etwa endgültig den Geist aufgegeben? Inzwischen war auch Andy zur Stelle, um gemeinsam mit Opa einen Blick auf den Motor zu werfen. Als Opa nach

ein paar Minuten zurückkam, verhielt seine Miene nichts Gutes.

»Den Düvel ook. Nu is vörbi ...«

»Wie?«, fragte ich entsetzt. »Der Fiesta ist hin?«

»Sieht ganz so aus. Andy schleppt ihn erst mal in die Werkstatt. Dat nützt all'ns nix, Deern.«

»Scheiße, Mama wird durchdrehen«, stöhnte ich.

Das Klo in der Autowerkstatt war so eng, dass ich Mühe hatte, mich auf der Stelle zu drehen. War ich wirklich so fett, oder hatte der Architekt seine magersüchtige Ehefrau als Maß genommen? Und dann dieses walnussgroße Waschbecken ... Ich drückte auf den Wasserhahn, aber es kam nichts. Zuerst. Dann schoss mit einem Mal eine Fontäne heraus! Ich quiekte wie ein Ferkel und polterte rückwärts gegen die Wand.

Patschnass stand ich da und konnte noch nicht mal richtig fluchen. Stattdessen fing ich fast hysterisch an zu lachen. Ich konnte gar nicht mehr aufhören.

»Soll ich helfen?«, fragte eine männliche Stimme von draußen.

Vor lauter Kichern vergaß ich glatt, mich zu erschrecken, und öffnete die Tür einen Spaltbreit. Ein blonder Typ, vielleicht zwanzig, stand da im Blaumann und lächelte mich an. Ich musste ihn angeglotzt haben wie ein Erdmännchen auf LSD, denn er zog fragend die Brauen hoch. Dann blieb sein Blick an meinem nassen T-Shirt kleben – *Shit*, es war weiß! Sein Grinsen wurde breiter, als ich reflexartig die Arme vor der Brust verschränkte.

»Warte, ich hol dir ein Handtuch«, sagte er augenzwinkernd – und weg war er.

Wie peinlich! Notdürftig tupfte ich mich mit Papier-

handtüchern ab und wollte gerade fliehen, als ein abgewetzter grauer Lumpen durch den Türspalt schwebte.

»Hier, nimm mich! Ich bin ganz sauber«, krächzte das kleine Lumpengespenst mit seinem Frotteemaul.

Wie süß war das denn?

»Danke«, kicherte ich und griff nach dem Tuch. Die Hand darunter zögerte einen Moment, verschwand aber gerade noch rechtzeitig, bevor ich die Tür zudrückte.

»Hi, ich bin Felix.«

Der durchtrainierte Blonde lehnte lässig rauchend an der Hauswand, als ich nach draußen trat. Er drückte seine Kippe aus und musterte mich mit freundlichen braunen Augen.

»Äh ... hi. Ich bin Liv«, stammelte ich überrumpelt.

An seinem Ohr glitzerten mehrere Ohringe, und ein Tattoo lugte unter seinem Ärmel hervor. Er gehörte eindeutig in die Kategorie »gutaussehend« – also *out of reach* für jemanden wie mich.

Peinliches Schweigen.

»Fahrt ihr in Urlaub?«, fragte er schließlich und nickte zu Opas Wohnmobil auf dem Parkplatz hinüber.

»Nein, ähm, wir ziehen gerade um ... ich meine, hierher.«

Meine Güte, jetzt stammelte ich wie eine Zwölfjährige, die Justin Bieber backstage trifft.

Konzentrier dich, Liv!

»Der Wagen von meiner Mutter hat kurz vorm Ziel das Handtuch geworfen.«

»Ach, der rote Fiesta mit dem Motorschaden? Dann gehört ihr also zusammen.« Er klang erleichtert. »Und ich dachte schon ...«

»Was dachtest du?«

»Na ja ...« Er sah betreten zu Boden. »Ich hab gesehen, wie du aus dem Camper von so 'nem alten Knacker gestiegen bist, und da wollte ich nachgucken, ob es dir gutgeht. Nicht, dass du ... ich meine ...«

Entsetzt über diese Hintergedanken lief ich puterrot an. »Sag mal, spinnst du? Dieser *alte Knacker* ist zufällig mein Opa! Er hilft uns beim Umzug.«

»Oh.« Nun wirkte er fast genauso erschrocken wie ich.

»Was geht dich das überhaupt an?« In meinem Ärger klang ich viel abweisender als eigentlich beabsichtigt.

»Nichts ...« Er blickte mich betreten, aber zugleich forschend an. Der Ausdruck in seinen Augen war erstaunlich sanft. Irgendwie faszinierte mich dieser Gegensatz zu seiner kräftigen Gestalt.

»Es tut mir leid, ehrlich«, sagte er. »Aber du glaubst gar nicht, was hier manchmal für schräge Typen rumlaufen. Ich hab dich ins Haus gehen sehen und dein ... Opa ... hat dir so komisch hinterhergeguckt. Ich wollte nur sichergehen, dass bei dir alles okay ist – verstehst du?«

Nun war ich baff. Anscheinend war er ehrlich besorgt gewesen.

»Ist schon gut«, sagte ich. Ich wandte mich bereits zum Gehen, da mir nichts mehr zu sagen einfiel, als er an dem Handtuch zupfte, das ich immer noch umklammert hielt.

»Krieg ich das wieder?« Schief grinsend zwinkerte er mir zu. »Oder möchtest du's als Erinnerung an mich behalten?«

Schnaubend drückte ich ihm den hässlichen Lumpen in die Hand und machte mich vom Acker.

»Gern geschehen!«, hörte ich ihn noch hinter mir rufen.

Ich drehte mich nicht um. Erst als ich wieder im Wohnmobil saß, wagte ich einen Blick zurück. Doch Felix war verschwunden.

Mama, Andy und Opa gestikulierten unter dem Vordach der Montagehalle mit einem bärtigen Mechaniker herum. Das würde wohl noch eine Weile dauern. Also schaltete ich das Radio ein: Der Wetterbericht verkündete eine neue Hitzewelle. Trotzdem konnte ich nicht aufhören zu lächeln.

2. ALLES GUTE KOMMT VON OBEN

Die erste Nacht in der neuen Wohnung.

Edward Cullen hatte sich gerade zu mir gelegt und strich mir zärtlich übers Haar. Ich zerfloss unter seiner Hand. Er raunte mir unaussprechliche Dinge ins Ohr, die nicht nur mein Gesicht zum Glühen brachten.

Plötzlich ein Scheppern! Ich zuckte zusammen und riss die Augen auf. Da, vor meinem Fenster bewegte sich etwas! Mein Atem ging stoßweise. Am liebsten hätte ich mir die Decke über den Kopf gezogen, aber ich wagte nicht, mich zu bewegen. Meine Gedanken überschlugen sich: Einbildung – oder Einbrecher?

Ganz ruhig, Liv! Bleib jetzt bei Verstand und hör auf zu hecheln.

Ich vernahm ein metallisches Kratzen, es hörte sich an wie Krallen auf einer Regenrinne. In meinem Kopf flackerte das gruselige Bild einer buckligen Hexe auf, doch ich zwang mich, diesen Märchenmist auszublenden.

Die blanke Angst kroch mir den Rücken rauf. Wenn dieses Etwas nun zu mir hereinkam? Schreien würde nichts nützen. Meine Mutter schlief immer mit Ohrstöpseln – sie könnte höchstens morgen früh meine Leichenteile aufsammeln. Wieso hatten wir auch ins Erdgeschoss ziehen müssen?

Versuch die Angst wegzuatmen! Ein ... aus ...

Aber der Schatten war immer noch da. Die Scheißangst auch. Verdammte Dunkelheit! Einer von Mamas geliebten Filmklassikern fiel mir ein, wo Audrey Hepburn eine Blinde spielt, die von einem Einbrecher terrorisiert wird. Ihr kommt natürlich irgendein starker Held zu Hilfe und rettet sie. Wahrscheinlich, weil sie so dünn ist und riesige Rehaugen hat. Leute von meiner Statur müssen sich in Filmen immer selber retten. Ich wäre zu schwer, um auf Heldenarmen hinausgetragen zu werden. Selbst Spiderman wären die Fäden gerissen.

Wieder bewegte sich der Schatten vor dem Fenster. Angestrengt versuchte ich, etwas zu erkennen, und konnte nun tatsächlich Konturen ausmachen. Das Ganze sah eigentlich nicht wie ein Einbruchsversuch aus, eher wie ein tölpeliger Aufstieg.

Jetzt stand eine Gestalt auf der niedrigen Mauer, die meine Eckterrasse umgab, und reckte die Arme. Etwas glitzerte. Eine Uhr, ein Handy? Der Lichtschein beleuchtete für einen Augenblick ein helles Oberteil. Weiße Schuhe balancierten auf der Mauerkrone, dann folgte ein erschrecktes Quieken. Die Schuhe rutschten ab und verschwanden mit einem dumpfen *Pumpf* aus meinem Blickfeld.

»Scheiße!«, fluchte eine helle Stimme.

Eindeutig weiblich und jung. Hinter der Fensterscheibe tauchte ein blasses, bebrilltes Gesicht auf, von einer langen, dunklen Mähne umkränzt, einer Vampirfrau nicht unähnlich. Erschrocken riss sie den Mund auf, als sie mich erblickte. Dann war sie plötzlich verschwunden.

Ein Mädchen, bestimmt nicht älter als ich. Aber was hatte sie um drei Uhr nachts an der Fassade herum-

zuturnen? Dann fiel mir ein, dass es Samstagnacht war. Na klar, sie kam wohl zu spät von einer Party und wollte unbemerkt über den Balkon nach Hause in die Wohnung klettern. Augenblicke später hörte ich Geräusche im Treppenhaus. Offenbar hatte sie sich nun doch entschieden, den legalen Weg nach oben zu nehmen. Nun wusste diese Nachtschwärmerin wenigstens, dass hier unten wieder jemand wohnte. Sollte sie diese Fensternummer zur Gewohnheit machen, würde ich in Zukunft Eintritt verlangen.

Ich schüttelte mich und strampelte die viel zu warme Decke von mir. Langsam kühlte ich ab, beruhigte mich und versuchte wieder einzuschlafen, was mir nach kurzer Zeit auch gelang.

Nur Edward kam leider nicht mehr wieder.

»Was hältst du von einer Kaffeepause auf der Terrasse?«, fragte meine Mutter am Sonntagnachmittag, als wir das Wohnzimmer fertig gestrichen hatten.

»Oh, genial«, stöhnte ich und ließ mich auf die hohe Luftmatratze fallen, die uns vorerst als Sofa dienen musste.

Aus dem *genial* wurde allerdings kurz darauf ein *Shit*, als ich die unsäglichen Stapelstühle erblickte, die Mama im Keller gefunden hatte: Plastikhorror im Kindergartenformat – mit Armlehnen! Keine Chance für meine XL-Hüften mit integriertem Hohlkreuz.

»Stell dich nicht so an, das wird schon gehen«, bügelte meine Mutter rücksichtslos meine Beschwerden herunter und schleppte die Dinger nach draußen.

Grrr. Immer schön rein in meinen wunden Punkt.

»Ach, und *wie* bitte schön soll das gehen?«, schimpfte

ich ihr hinterher. »Soll ich mir mit dem Brotmesser ein Stück Hintern abschneiden?«

»Ich weiß gar nicht, warum du dich immer gleich so aufregst«, gab sie zurück, während sie die albernen Zwerge stühle abwischte. »Probier es doch erst mal aus.«

»Vergiss es! Ich pass da nicht rein, Punkt. Ich hol mir was anderes.«

Meine Laune sackte in den Keller, aber zum Streiten war ich zu erschöpft. Was erwartete ich denn auch von ihr? Verständnis, Solidarität?

Nicht in diesem Punkt, Liv, das weißt du doch, also: tief durchatmen ...

Deutlich entspannter wippte ich wenig später auf meinem Pezziball und betrachtete die riesigen Kastanienbäume, die weiter hinten den Rasen beschatteten. In der Ferne floss leise der Autobahnverkehr, was hin und wieder von dezentem Zuggeratter untermalt wurde. Ansonsten hörte ich nur Blätterrauschen und Vogelgezwitscher.

Mama hatte mir versprechen müssen, dass wir nicht wieder in so einem Hochhaus-Ghetto landen würden wie damals, nach der Trennung von Papa. Dort hatte ich die schlimmsten Monate meines Lebens verbracht. Jetzt blickte ich erleichtert auf ein Karree normaler Mehrfamilienhäuser, die um eine Grünfläche mit einem verwaisten Abenteuerspielplatz angeordnet waren.

Larry, mein koboldgesichtiger Riesenkaffeebecher mit der vorstehenden Nase, grinste mich erwartungsvoll an, als ich seinen Bauch mit Kaffee füllte.

Gegenständen Namen zu geben ist voll kindisch, Liv. Wird mal erwachsen ...

Mit verstohlenem Seitenblick auf meine Mutter griff ich zur Schlagsahne und rührte einen ordentlichen

Schluck hinein. Doch Mama hatte die Augen geschlossen und hielt ihr Gesicht in die Sonne.

»Ist auszuhalten hier, findest du nicht?«, fragte sie nach einer Weile.

»Ja, glaub schon«, murmelte ich und trank einen Schluck.

Plötzlich ein Klacken von oben. Metall schrammte auf Beton. Neugierig blickte ich zu den Blumenkästen hoch, die den Balkon im ersten Stock verunstalteten. Ein Teil eines Wäscheständers ruckelte über die Brüstung.

Auf einmal platschte etwas voll auf Larry drauf! Kaffee spritzte herum. Ich kreischte, verlor auf dem Ball das Gleichgewicht und landete filmreif auf meinem gut gepolsterten Hinterteil. Ungläubig sah ich zu, wie mein keramischer Freund durch die Luft flog und mit erstaunlich unspektakulärem Scheppern sein Leben auf den Steinfliesen aushauchte.

»Was war das denn?«, schrie ich und wischte hektisch über mein rosa Shirt, das nun durchfallbraun gesprenkelt war.

Etwas wie eine glitzernde grüne Qualle schwamm in der Kaffeepfütze am Boden zwischen den Scherben. Ein toter Vogel war es zum Glück nicht. Leicht angewidert hob ich das Ding an einem Zipfel hoch.

»Igitt!«, stieß Mama hervor, griff dann aber doch neugierig danach. »Zeig mal her.«

Das Teil war, gelinde gesagt, rattenscharf: etwas wie ein raffiniert geschnittenes Push-up-Bustier mit Fransen, mindestens Cup C, aus türkisgrüner Spitze, über und über mit Perlen und Pailletten bestickt. Es sah aus wie das Faschingskostüm einer Meerjungfrau, die auf den Unterwasserstrich ging.

»Himmel, wer trägt denn so was?«, rief meine Mutter.

»Na, ich zum Beispiel!«, antwortete eine helle Stimme von oben.

Wir reckten die Häse und blickten in ein blasses, bebrilltes Mädchengesicht, dessen lange schwarze Haar-mähne in der Sonne lila schimmerte. Ich erkannte sie so-fort wieder – es war die Vampirlady von gestern Nacht. Sie grinste verlegen, als meine Mutter das triefende Corpus Delicti mit vorwurfsvollem Blick hochhielt.

»Sorry, war keine Absicht«, rief das Mädchen. »Normalerweise schmeiß ich nur bei Rockkonzerten mit Reiz-wäsche.«

Eine Weile starrten wir drei uns einfach nur an. Dann prusteten wir alle gleichzeitig los.

»Ich bin übrigens Vanessa. Vanessa Jankowski. Aber meine Freunde nennen mich Nessie«, stellte die Vampirlady sich vor, als wir uns wieder eingekriegt hatten.

»Anja Roth«, erwiderte meine Mutter. »Und das ist meine Tochter Olivia.«

»Liv!«, korrigierte ich und verdrehte die Augen. Vanes-sa strahlte mich an, als würde ich Eis verkaufen. Etwas in ihrem Blick faszinierte mich.

»Ähm«, begann sie mit verlegener Miene. »Sag mal, war das sehr teuer, was da eben geklirrt hat?«

»Du hast Larry ermordet!«, gab ich mit gespielter Trauermiene zurück und deutete auf den Scherbenhau-fen.

»Wen?«

»Meinen Lieblingsbecher.« Ich hob eine Scherbe auf, die noch ein Stück des Gesichts erkennen ließ. »Und seit fünf Jahren mein bester Freund.«

»Oh nein, der Arme!« Sie ging auf das Spiel ein und

schlug theatralisch die Hände vors Gesicht. »Ich will nicht in den Knast! Bitte ... Ich mach's wieder gut, okay?«

Dabei schaute sie so unschuldig drein, dass man ihr einfach nicht böse sein konnte. Auch meine Mutter war offensichtlich Vanessas Charme erlegen. Sie schüttelte nur grinsend den Kopf und begann, den Tisch abzuräumen.

»Hey, wenn du noch mal Dosenwerfen spielen willst, solltest du dich beeilen«, scherzte ich, als Mama Richtung Küche verschwunden war. »Ist gleich nichts mehr da zum Kaputtschmeißen.«

»Ich glaub, ein High Score genügt mir. Sorry noch mal!«

»Was soll's. Larrys Zeit war wohl gekommen. Ähm, soll ich dir das Teil hier – was is'n das überhaupt? – wieder hochwerfen?«

Vanessa lehnte sich weit über die Brüstung und streckte die Arme aus. »Okay, dann schmeiß mal!«

Doch nach dem dritten Versuch gab ich lachend auf.

Disziplin Werfen: Sechs, setzen.

»Warte, ich komm runter ...«, rief Vanessa.

Eine Minute später klingelte es.

Da stand sie, lässig an den Türrahmen gelehnt, und lächelte mit großen blauen Kulleraugen aus der luftigen Höhe von mindestens 1,75 Meter auf mich herunter. Diese megalangen Wimpern konnten doch verflucht noch mal nicht echt sein, oder? Ich hatte es geahnt: Vanessa war von nahem betrachtet ein verdammtes Topmodel! Glatte, dunkle Haar mit knalllila Strähnen floss über ihre üppigen Brüste, die aus einem rosa Glitzershirt quollen. Überhaupt glitzerte so einiges an ihr, vor allem an Nase

und Ohren. Dazu trug sie schwarze Jeansleggings (in Size Zero!) und Flipflops mit Strasssteinchen.

Meine Güte – ein Himmelreich für diese Beine ...!

Endlich brachte ich ein piepsiges »Hi« über die Lippen, nachdem ich mich an einer großen Flasche Neid sattgetrunken hatte.

Drinne warf mir Vanessa einen verschwörerischen Blick zu, schaute kurz Richtung Mama, dann nach oben und schüttelte mit flehender Miene unauffällig den Kopf. Ich hatte verstanden und nickte. Unser nächtliches Intermezzo sollte also geheim bleiben. Dafür schuldete sie mir was.

»Hallo, Vanessa«, funkte Mama aus der Küche, wo sie am Waschbecken hantierte. »Sieh dich bloß nicht zu genau um, ist noch ein bisschen Umzugschaos hier.«

»Ach, da solltet ihr mal mein Zimmer sehen«, winkte Vanessa ab.

»Ich wollte deinen, äh ... BH eben noch einweichen«, erklärte Mama, als wir in die Küche kamen. »Kaffeeflecken beißen sich ja schnell fest.«

»Oh, danke. Aber vielleicht sollte ich das lieber selbst ...«

»Nein, lass nur. Gib mir ein paar Minuten. Willst du was trinken? Einen Kaffee vielleicht?«

»Lieber was Kaltes.«

Ich lotete Vanessa zum Tisch und schenkte eine Runde Apfelschorle aus. Mama rührte derweil mit einem Kochlöffel im Waschbecken herum, in dem die grüne Stoffqualle ihre Runden drehte.

»Ähm, ich will ja nicht indiskret sein«, begann meine Mutter zögerlich. »Aber, das reizende Stück hier – so was hab ich noch nie gesehen. Das trägst du doch nicht als Alltagswäsche, oder?«

»Nee.« Vanessa kicherte. »Das gehört zu einem Bauchtanzkostüm. Ist selbstgemacht.«

Einen Moment badete sie grinsend in unseren bewundernden Blicken. »Nein, nicht von mir. Meine Freundin Nadine hat den gemacht. Sie ist Halbtunesierin, und ihre Mutter gibt so orientalische Tanzkurse für Mädchen.«

»Oh, dann hast du das bei einem Auftritt angehabt?«, fragte Mama. Sie klang geradezu begeistert – dabei hatte sie vom Tanzen etwa so viel Ahnung wie eine Ente vom Bootfahren. *Typisch Mama*, dachte ich gekränkt: Andere Mädchen fand sie immer toll, besonders wenn sie so klapperdürr waren. Ich jedenfalls konnte mir Vanessa kaum hüftkreiselnd beim Bauchtanz vorstellen. Wie sollte das gehen, wenn man praktisch keine Hüften hatte? Da wäre ich eindeutig im Vorteil.

»Na ja ...«, druckste Vanessa herum. »Ich hab's mir eigentlich nur mal ausgeliehen. Für einen eher ... privaten Auftritt.«

Sie lief rosa an. Ich konnte es mir denken: ein einziger Zuschauer, wahrscheinlich männlich, und nur spärlich bekleidet.

»Bin leider bauchtanzmäßig ziemlich talentfrei«, gestand sie und zwinkerte mir zu. »Aber gewirkt hat's trotzdem.«

Meine Mutter hob skeptisch die Augenbrauen.

»Schicke Uhr«, wechselte ich schnell das Thema, bevor sie etwa auf die Idee käme, detaillierter von ihrem Auftritt zu berichten. Sie schaute mich fragend an, schien dann aber zu kapieren und hob die Hand. Um ihr schmales Handgelenk wand sich ein zweifingerbreites rosa Nietenederband, das eine Uhr mit von Strasssteinchen umrandetem Zifferblatt hielt.

»Wow«, sagte meine Mutter und begutachtete das Stück. »So viel Geglitzer, ist ja witzig. Zu meiner Zeit, in den Achtzigern, war so was auch schon mal in. Jede Menge Strass und Nieten haben wir damals getragen.«

Ich muss wie ein Auto geglotzt haben, denn Mama schaute fragend zurück. »Brauchst gar nicht so erstaunt zu gucken! Ich war auch mal jung und hab mich für Mode interessiert.«

Ich machte eine entschuldigende Geste und zuckte mit den Schultern. Wenn ich mir Mama so ansah mit ihren stets unauffälligen Klamotten, die sich ihren jährlich wechselnden Kleidergrößen schnell anpassten, konnte ich sie mir nur schwer als stylische Teenagerin in einer Popper-Disco der Achtzigerjahre vorstellen. Ich hätte sie eher in der Mauerblümchenszene vermutet, denn sie hatte kaum je etwas von früher erzählt. Wie sollte ich da keine Vorurteile haben?

Vanessa lächelte höflich in Mamas Richtung, so wie man alte Leute anlächelt.

»Wie alt bist du eigentlich?«, wollte ich wissen.

»Siebzehn«, antwortete Vanessa mit verstellter Bassstimme. »Aber frag jetzt bitte nicht, *wie lange* ich schon siebzehn bin.« Sie zog einen Mundwinkel hoch und entblößte einen spitzen Eckzahn.

Meine Mutter und ich kicherten. *Twilight*-Fans waren wir also alle drei.

Nachdem Vanessa und ich unsere Gleichaltrigkeit festgestellt hatten, kamen wir richtig ins Plaudern. Vanessa plapperte ohne Punkt und Komma und war permanent mit irgendeinem Körperteil in Bewegung. Fasziniert hingen Mama und ich an ihren Lippen. So erfuhren wir unter anderem Tratschgeschichten aus der Nachbarschaft, die

offensichtlich ein paar skurrile Exemplare aufwies. Dann erzählte Vanessa von ihrem miesen Hauptschulabschluss und ihrer schlecht bezahlten Lehrstelle als Friseurin. Sie trug deswegen zusätzlich noch Zeitungen aus. Ihre Mutter war arbeitslos und lebte seit ein paar Jahren mit einem wesentlich älteren Kerl zusammen. Ihren Andeutungen entnahm ich, dass es mal »Schwierigkeiten mit Hochprozentigem« in ihrer Familie gegeben hatte, doch sie führte das nicht näher aus.

Für ein erstes Kennenlernen fand ich Vanessa erstaunlich offenherzig. Sie redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war, blieb aber immer nett und freundlich. Das lockerte sogar meine sonst eher arbeitsscheue Zunge, und ich quatschte vertrauensselig mit. Es war, als würde ich diese quirlige Sabbeltasche schon ewig kennen. Und doch schien sie in allem das genaue Gegenteil von mir zu sein. Vielleicht stimmte ja die Sache, dass Gegensätze sich anziehen: Ich mochte Vanessa schlicht und einfach. Punkt.

»Ich sollte wohl draußen noch den Tatortreiniger machen«, bot sie an, als sie nach eineinhalb Stunden schließlich doch wieder nach oben wollte.

»Ach, das mach ich schon«, sagte ich gutgelaunt. »Aber du kannst für den armen Larry die Grabrede halten.«

Damit zog ich sie raus auf die Terrasse, wo wir gemeinsam die Spuren des Gemetzels beseitigten und dabei fröhlich weiterquatschten.

»Und? Seid ihr beiden allein hier, oder gibt's dazu noch einen ...?«

»Nein, nur wir beide«, beeilte ich mich zu versichern, bevor das heikle Thema *Mann* in Mamas Hörweite vordrang.

Wir grinnten uns an. Es war wie Magie: Man konnte richtig zusehen, wie sich zwischen uns ein unsichtbarer Draht spannte. Ein warmes Gefühl nistete sich in meinem Bauch ein. Meine Unsicherheit, ob es ihr ebenso ging wie mir, verflog endgültig, als sie auf dem Weg zur Tür noch einen neugierigen Blick in mein Zimmer warf.

»Ist noch nicht so viel zu sehen«, entschuldigte ich mich. »Muss erst noch gestrichen werden.«

»Echt lustig, mein Bett steht genau über deinem«, stellte sie fest und wies an die Zimmerdecke. »Komische Vorstellung, dass ich nachts direkt über dir schwebe. Wenn der Boden durchsichtig wäre, könntest du die Müllhalde unter meinem Bett sehen.«

»Oder die Kerle, die du dort versteckst«, raunte ich mit hochgezogener Augenbraue. »Was sollte eigentlich diese Schattentheater-Performance letzte Na...«

»Psst! Erzähl ich dir Samstag«, unterbrach sie mich. »Wenn wir dein Zimmer streichen.«

»Wir?«

»Klar. Aber nur unter der Bedingung, dass du mich endlich *Nessie* nennst.«

Ich schenkte ihr mein schönstes Lächeln und nickte. Dann umarmte sie mich plötzlich, als wären wir alte Freundinnen, und drückte mir ein Küsschen auf die Wange. Keins von diesen albernen Promi-links-rechts-Tüt-Tüts, sondern einen echten Kuss. Ich war gerührt von dieser unkomplizierten Herzlichkeit.

»Hast du Farbe da, oder müsst ihr erst noch zum Baumarkt?«, fragte Nessie und pflanzte sich einfach auf mein Bett.

»Ähm, Mamas Auto ist kaputt«, gab ich zu bedenken.

»Echt? Und wie seid ihr dann hierhergekommen?«

»Ist erst kurz vorm Ziel passiert. Der Wagen ist noch in der Werkstatt, unten an der Hauptstraße.«

»Ach, bei Kellers? Dann hast du bestimmt schon Bekanntschaft mit Felix gemacht. Seinen Eltern gehört der Laden. So 'n Blonder, mit 'ner Menge Ohrringe und Muckis.«

Ich riss die Augen auf.

»Dacht ich's mir doch! Felix ist der beste Kumpel von meinem ... äh ... Freund Sven.«

Ihr Zögern vor dem Wort *Freund* machte mich stutzig.

»Die machen zusammen Jiu-Jitsu, oder wie das heißt«, plapperte sie weiter. »Felix ist echt schnuckelig. Und immer hilfsbereit. Zumindest bei Mädchen.«

»Ja, das hab ich schon mitgekriegt«, sagte ich und berichtete von meinem peinlichen Desaster auf dem Bonsai-Klo.

Nessie lachte sich schlapp. »Wow! Der steht auf dich, aber hundertpro.«

»So 'n Quatsch, wie kommst du denn darauf? Der hat doch bestimmt an jedem Finger eine, so wie der aussieht ...«

»Blödsinn, doch nicht Felix. Der ist überhaupt nicht so 'n Aufreißertyp. Eher der klassische Beschützerbruder.«

Beschützerbruder, soso ... Deshalb die Nummer mit dem »alten Knacker«, der angeblich junge Mädchen entführt.

»Hast du ihm wenigstens deine Nummer gegeben?«

»Natürlich nicht!«, entrüstete ich mich.

»Na, dann bin ich ja mal gespannt. Vielleicht sollte ich doch mal Sven anrufen. Felix hat ihm bestimmt schon berichtet, dass Frischfleisch in der Stadt ist ...«

Bei den letzten Worten wackelte sie neckisch mit den

Schultern und spitzte ihre vollen Lippen. Mir blieb die Spucke weg.

Nessie betrachtete mich amüsiert. »Also, was ist nun mit Samstag?«, nahm sie übergangslos unser voriges Thema wieder auf. »Baumarkt, Farbe holen und loslegen?« Dabei fuchtelte sie mit einem imaginären Pinsel in der Luft herum.

Warum eigentlich nicht, Liv? Nicht immer nur zweifeln und zögern – sei mal spontan!

»Okay.« Ich lächelte und atmete tief durch.

3. MÄDCHENKRAM

Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich das letzte Mal so viel Spaß gehabt hatte. Die Musik voll aufgedreht, alberten wir rum wie die Zwölfjährigen. Dass meine Zimmerwände nebenbei auch etwas Farbe abbekamen, war eher Zufall. Nessies überbordende Energie flutete den ganzen Raum mit Sonnenlicht. Ich fühlte mich wie auf einem anderen Planeten mit ihr, schwerelos und geborgen zugleich. Wie war das möglich, wo wir uns doch erst seit so kurzer Zeit kannten?

Erschöpft und mit lila Farbspritzern übersät ließen wir uns nach drei Stunden Schufterei auf mein Bett plumpsen.

»Hey, hast *du* das alles gezeichnet?«

Nessie hatte, neugierig wie sie war, meine Zeichenmappe unterm Bett geortet und stöberte nun neugierig darin herum. Ein Bild nach dem anderen hielt sie ans Licht und konnte nichts anderes als »Wow!« hervorbringen.

Meine Wangen verfärbten sich rosa. Das war mir jetzt echt unangenehm.

»Mann, du bist ja eine richtige Künstlerin, Liv! Der Luchs hier zum Beispiel – wie hast du bloß diese Augen hingekriegt? Die glänzen ja wie Juwelen.«

»Danke«, sagte ich nicht ohne ein bisschen Stolz. »Die Augen sind immer das Schwierigste – und das Wichtigste, gerade bei Tieren.«

Aber Nessie fragte nicht weiter nach. Sie gab zu, von Kunst in etwa so viel zu verstehen wie vom Bauchtanz. Irgendwann fiel ihr ein, dass sie noch eine Flasche Sekt unter der Kellertreppe gebunkert hatte. Und ich plünderte dazu meinen geheimen Futternvorrat im Nachtschränchen.

So fand meine Mutter uns am frühen Abend vor, kichernd und Chips mampfend, auf meinem Bett – mit albernen, farbbesprenkelten Papiermützen auf dem Kopf und einer halbleeren Sektflasche zwischen uns.

»Na, ihr lasst es euch ja gutgehen«, unkte Mama mit vorwurfsvollem Unterton und stapfte über die Zeitungen, um die Musik leiser zu drehen.

Oh weia, welche Laus war ihr denn nun wieder über die Leber gelaufen? Vorsorglich spannte ich mich innerlich an, um ihre miese Laune an mir abprallen zu lassen.

Als sie aber unser vollendetes Werk betrachtete, konnte sie ein anerkennendes Pfeifen nicht unterdrücken: »Das sieht ja aus wie von Profis gemacht! Alle Achtung.«

Hinter meinem Bett tanzte ein riesiger weißer Schmetterling auf der lila Wand, den ich trotz steigendem Alkoholpegel ganz gut hinbekommen hatte. Nun gut, sein Körper war leicht schief, aber hey, er *tanzte!* Genauso wie meine Seele in diesem Moment. Es war lange her, dass Mama mich für irgendetwas gelobt hatte.

»Willst du auch ein Schlückchen?«, bot Nessie ihr vertrauensselig von unserem Sekt an.

»Nee, lass mal lieber«, lehnte Mama ab. »Andy kommt nachher und hilft mir beim Schrankaufbau. Da sollte ich besser noch geradeaus gucken können.« Sie verschwand wieder.

»Oh, oh«, machte ich und hob die Augenbrauen. Nessie sprang sofort drauf an.

»Läuft da was zwischen den beiden?«, fragte sie.

»Nee, glaub ich nicht. Die beiden sind seit Jahren nur *gute Freunde*.« Die letzten beiden Worte unterstrich ich mit Luft-Gänsefüßchen. »Andy leitet das Altenheim, wo Mama demnächst neu anfängt. Wenn du mich fragst, war er schon immer ein bisschen in Mama verknallt. Aber sie merkt nix. Dabei sollte sie sich den echt warmhalten. Er ist ganz anders als die Kerle, die sie früher angeschleppt hat.«

Ich erzählte ihr die Geschichte mit Holger. Nessie hörte mir ohne Unterbrechung zu.

»Na, dann darf man ja gespannt sein, wie sich die Dinge noch entwickeln«, kommentierte sie meine Story. »Und du?« Sie gab mir einen Knuff in die Rippen. »Wie sieht's bei dir aus? An der Liebesfront, mein ich.«

Sofort kroch Hitze über meine Wangen.

»Na ja«, druckste ich herum und schaute betreten auf meine Hände. »Bisher sieht es dort eher ... trostlos aus.«

Nessie lehnte sich in mein Kissen zurück, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sah mich herausfordernd an.

»Du willst mir jetzt aber nicht erzählen, dass du noch Jungfrau bist«, bohrte sie gnadenlos nach.

»Du willst es aber genau wissen«, piepste ich und musste schlucken. Das Wort *Schamgrenze* gehörte offensichtlich nicht zu ihrem Repertoire. Der Alkoholpegel war schuld daran, dass meine Zunge sich löste, bevor ich es verhindern konnte.

»Na und?«, platzte ich heraus. »Ist das ein Verbrechen mit siebzehn?«

»Quatsch, natürlich nicht. Es wundert mich nur. Weil du irgendwie so einen erfahrenen Eindruck machst.«

Ich verschluckte mich an meinem Sekt und musste husten. »W-was? Wie kommst du denn darauf?«

»Weiß nicht, einfach so. Deine Ausstrahlung eben. Du wirkst irgendwie so reif und selbstsicher.«

Ich grinste gequält. »Ich und selbstsicher? Wenn das nicht so lächerlich wäre, könnte ich echt losheulen ...«

Nessie blickte verständnislos. »Wieso ist das lächerlich?«

Sprachlos über das satte Pfund Tomaten, das sie offenbar auf ihren blauen Augen hatte, zog ich sie am Arm aus dem Bett.

»Ich zeig' dir.«

Ich pflanzte uns nebeneinander vor meinen großen Spiegel, der an der Wand lehnte. »Deswegen!«

»Hm? Was meinst du?«

»Bist du blind?«, regte ich mich auf. »Falls es dir noch nicht aufgefallen ist: Das hier«, ich piekte in ihr Spiegelbild, »entspricht so ziemlich genau dem heute angesagten Schönheitsideal: lange, glatte Haare, große Brüste und dünne Beine. Ich dagegen ...« Neidisch schaute ich an ihr herunter und kniff demonstrativ in meinen Hüftspeck.

Nessie schüttelte verständnislos den Kopf. »Pfff ... ich weiß echt nicht, was du hast. Ich find dich total hübsch.«

»Wie bitte?«

»Ja, im Ernst! Guck doch mal richtig hin. Du hast ein wunderschönes Gesicht, wie eine Märchenprinzessin. Und dann ...« Sie zog mein weites T-Shirt nach hinten. »Was für eine Wahnsinnstaille du hast ... wie eine Sanduhr. Richtig schön weiblich.« Sie strich über meine hell-

braunen Haare. »Und diese weichen Naturwellen, so was kriegt kein Lockenstab hin. So schön.«

Mir klappte der Unterkiefer runter.

»Ich dagegen bin etwa so fraulich wie ein Bleistift«, grinste Nessie. »Oben so breit wie unten.«

Jetzt konnte ich nicht mehr an mich halten und prustete los. »Dass ich nicht lache, du ... Bleistift!« Ich imitierte mit den Händen in der Luft ihre beachtliche Oberweite.

Nessie lächelte süffisant, beugte sich vor und pulte ein handgroßes Polster aus ihrem Push-up-BH. Ich riss erstaunt die Augen auf. Alles nur Geschummel?

»Also, ich würde was drum geben, wenn ich ein bisschen fraulichere Formen hätte«, sagte sie und ließ sich auf die Bettkante plumpsen.

Nun verstand ich gar nichts mehr. Alle Mädchen wollten doch immer möglichst dünn sein – hatte ich zumindest gedacht. Und wer das nicht schaffte, wurde gnadenlos ausgegrenzt. So kannte ich das.

»Weißt du, wie sie mich früher in der Grundschule immer genannt haben?«, unterbrach Nessie meine Gedanken. »Hungerlatte! Und stell dir vor: Meine ehemalige beste Freundin – Betonung auf *ehemalige* – hat mich damals sogar bei der Vertrauenslehrerin angeschwärzt, wegen meiner angeblichen Magersucht. Die ich niemals hatte, ich schwör's!«

Ich staunte einen großen Kasten Bauklötze. Dass man auch fürs Zu-dünn-Sein gemobbt werden konnte, erschütterte mich. Verwirrt setzte ich mich neben sie.

»Mich haben sie immer *Entenarsch* genannt«, erinnerte ich mich bitter. »In der siebten Klasse hat mal eine behauptet: *Man kann niemals zu dünn sein*. Sie hatte Bulimie.«

»Gott, ist das krank«, stöhnte Nessie und griff nach der Sektflasche, die sie bis auf einen kleinen Rest leerte. Sie hielt sie mir zum Austrinken hin, doch ich lehnte ab. Mir war ohnehin leicht übel, vielleicht von den ätzenden Erinnerungen.

Eine Weile hing jeder stumm seinen Gedanken nach, während im Hintergrund leise Musik lief. Wie absurd das Ganze war: Jeder betrachtete sich selbst total verzerrt, als hätte man in sich eine Art Photoshop-Programm, das immer nur eine Fälschung zeigt.

»Weißt du was?«, durchbrach Nessie unser Schweigen. »Schluss mit der Trübsalblaserei. Ich meine, was soll's? Du fühlst dich anscheinend zu dick, ich mich zu dünn. Und all die anderen denken doch eh, was sie wollen. Also: Scheiß drauf! Lass uns lieber ein bisschen Spaß haben.«

»Klar«, sagte ich, etwas überrascht, wie schnell sie wieder gut drauf sein konnte. Da kam ich nicht mit.

»Hey, lächle mal wieder!«, grinste sie. »Wusstest du, dass Felix Keller ein geiles Tribal-Tattoo an der Leiste hat? Willst du wissen, wie weit das runtergeht?«

Ich gab's auf und kicherte. In Nessies Gegenwart konnte nicht mal ich lange Trübsal blasen.

»Schon besser! Also, schöne Frau«, näselte Nessie mit tiefer Vampirstimme und zeigte mit einem Pistolenfinger auf meine Brust. »Ich hätte da ein unmoralisches Angebot: *Du* gehst morgen mit mir und meiner Freundin Nadine ins Kino – keine Sorge, sie ist echt cool, ihr werdet euch prächtig verstehen. Und nächsten Samstag ...«, sie machte eine theatralische Pause, »... gehen wir drei Hübschen aufs Stadtfest! Und vorher wird sich bei mir zusammen aufgebrezelt.«

Ich zog eine skeptische Schnute.

»Keine Widerrede! Nadine ist die geborene Stylistin. Und mich lässt du vorher mal in deinem Kleiderschrank wühlen, okay?« Sie blickte sich um. »Wenn der bis dahin aufgebaut ist.«

Oje, Stadtfest? Menschenmassen, Krach, Reizüberflutung ...

»Äh, ja, kein Problem«, stammelte ich.

Nessie blickte mich verwundert an. »Hey, keine Panik! Da ist zwar immer viel los, aber keine Randalen oder so. Nadine und ich passen schon auf, dass dich Landei keiner klaut. Aber vor allem ...« Sie grinste verschmitzt. »... muss ich dir auf dem Fest unbedingt jemanden vorstellen.«

»Aha?« Auf dieses Thema hatte ich schon den ganzen Tag gewartet. »Lass mich raten: Der Typ, bei dem du Samstagabend versackt bist? Als du versucht hast, am Balkon hochzuklettern?«

»Nee, da war ich bloß auf 'ner Party und hab die Zeit vergessen. Mein Stiefvater macht immer Stress, wenn ich nicht bis Mitternacht zu Hause bin. Tut mir übrigens echt leid, dass ich dich so erschreckt hab.«

»Schon gut«, wehrte ich ungeduldig ab. »Sag schon! Wen willst du mir vorstellen?«

Sie antwortete nicht sofort. Stattdessen ließ sie sich aufs Bett zurücksinken und begann dämlich grinsend mein Kissen zu knuddeln.

»Na los, wie heißt er?«, drängelte ich.

»Lasse!«, seufzte sie und sah dabei aus wie ein Groupie, das ein Justin-Bieber-Poster anschmachtet. »Er sieht sooo heiß aus! Sexiest man alive, ich schwör's! Suuuper-cool. Und küssen kann er ... Wow!«